



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vollmer, Hans: Ein Brief Goethes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wenigsten dank der Vorarbeit (Gottscheds) auf einer achtungsgebietenden Höhe; und sie werden sich selbst am besten dadurch ehren, daß sie Gottsched auch in ihrer Fachwissenschaft seine reichlich verdiente Ehre geben. Jedenfalls wird es fortan eine Ehrensache für die Vertreter der Wortwissenschaft bleiben, dem deutschen Volke ein Wörterbuch zu schaffen, das zugleich für ein Denkmal der Thätigkeit des Sprachmeisters Gottsched wird gelten dürfen.



Ein Brief Goethes



Im hohen Alter sich umzusehen welche Freunde das Schicksal uns in dem auflösenden Laufe der Zeit noch übrig gelassen, und sogar unmittelbar zu vernehmen daß Sie unsrer, in alter treuer Liebe, gedenken, ist durchaus das Erwünschteste was uns begegnen kann. Nehmen Sie, verehrte Frau, meinen freudigen Dank für die würdige Sendung und die begleitenden theuren Worte.

Zu ersten Betrachtungen gaben mir diese Bände Gelegenheit, indem mir dadurch die Erinnerung unmittelbar aufgeweckt wurde mit welchem Ernst der treffliche Freund sein Leben verwendete, um solche gränzenlosen Einzelheiten zu entwirren und einen unübersehbaren Zustand dem Geiste des Beobachters einigermaßen faßlich zu machen.

Wenn ich Sie beyde mit den lieben Ihrigen manchmal, gedankenweiß, in jenen freundlichen Gegenden besuchte, wo Sie Sich einen, alle Behaglichkeit versprechenden Sitz gewählt und erworben hatten; so ist es mir desto schmerzlicher, Sie nun, einsam, in Ihre Wohnung zu Göttingen hingewiesen und daselbst nicht in dem gesunden Zustande zu denken.

Doch Sie tragen dies alles übermännlich und sehen dabey aufgerichtet Ihre lieben Kinder wünschenswerth herangewachsen, die Tochter zu unmittelbarer liebevoller Erleichterung, die Söhne wissenschaftlich und thätig vorstrebend.

Möge alles diesen Lieblingen gegönnte Gute auch Ihnen gemüthlich zu Hülfe kommen, und eine leidliche Gesundheit Ihnen den Genuß der beschiedenen Tage freundlich vergönnen. Gedenken Sie mein, der auf seine alte Weise fortfährt; träten Sie als wohlwollender Gast, wie sonst, bey mir ein, so würden Sie kaum eine Veränderung finden. Ein paar colossale Gypsbilder mehr, sonst aber das alte Bekannte, an alter bekannter Stelle.

Mein Thun und Wirken der letzten Jahre liegt im Druck offen da, meine Freunde vorzüglich begrüßend und den Unwandelbaren empfehlend; wo mit denn geschlossen sey alle herzlichsten Segnungen wiederholt hinzufügend.

in treuer Anhänglichkeit
J. W. Goethe.

Weimar, den 12. August 1830.

Der vorstehende, bisher nicht veröffentlichte Brief fand sich in der Autographensammlung der verstorbenen Frau Geheimrat Ahlfeld, geb. Grunow.*) Den Namen der Witwe, an die es gerichtet ist, nennt das Schreiben selbst nicht. Doch legte der Hinweis auf Göttingen den Gedanken an Frau Sartorius von Waltershausen nahe. Unter Annahme dieser Adresse gewannen die Einzelheiten des Briefes derart an Durchsichtigkeit und Bestimmtheit, daß mir meine Vermutung zur Gewißheit wurde. Zum Überfluß fand sie dann ihre Bestätigung durch eine freundliche Mitteilung der Direktion des Goethe-Schillerarchivs zu Weimar: das Archiv besitzt das Konzept unsers Briefes, und hier ist in der That Frau Sartorius als Adressatin vermerkt. So kann also kein Zweifel mehr sein, daß wir es mit einem Schreiben des greisen Goethe an die Witwe des als Geschichtsforscher und Staatswirtschafter rühmlich bekannten Göttinger Professors und Hofrats zu thun haben. Der Brief ist diktiert, doch mit der eigenhändigen Unterschrift Goethes versehen.

Goethes Beziehungen zum Hause Sartorius sind besonders herzlich gewesen. Angeknüpft scheinen sie im Jahre 1801 worden zu sein, als Goethe vor und nach dem Aufenthalt in Pyrmont einige Zeit in Göttingen weilte, „die Lücken des historischen Teils der Farbenlehre, deren sich noch manche fühlbar machten, abschließlich auszufüllen“ — so schreibt er selbst in den Tag- und Jahreshäften (Weimarer Ausgabe, Band 35, S. 106). Dort heißt es ferner (S. 107): „Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtischen, Spaziergängen und Landfahrten zu teil ward, einzeln aufzählen wollte.“ Man vermißt hier den Namen Sartorius neben andern Freunden wie Blumenbach und Heyne. Doch schreibt Goethe am 10. Oktober desselben Jahres an ihn unter Bezugnahme auf die Göttinger Eindrücke: „Leben Sie recht wohl und lassen wo möglich den Faden nicht abreißen, der sich unter uns so freundlich angeknüpft hat“ (Weimarer Ausgabe, IV. Abteilung, Band 15). Auf die Persönlichkeit des Göttinger Professors näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Genaueres als die Konversationslexika bietet der Artikel in der „Allgemeinen deutschen Biographie.“ Mehr aber noch sei dessen Hauptquelle empfohlen, das Lebensbild, von der eignen Gattin entworfen unter dem Titel „Zum Andenken an Georg Sartorius Freiherrn von Waltershausen, Professor der Politik in Göttingen“ (1830). Hier heißt es, daß er mit Goethe „immer in schriftlicher Verbindung stand,“ und daß er zeitweise an der Senatschen Litteraturzeitung mitgearbeitet habe, „um dem hochverehrten Goethe für so manche Zeichen einer vieljährigen, sich stets treu bewährenden und nur selten ver-schenkten Freundschaft einen Beweis seiner dankbaren Ergebenheit zu zollen.“

Von diesem freundschaftlichen Verhältnis legt eine ganze Reihe von

*) Der jetzige Besitzer ist Herr Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Ahlfeld in Marburg. Das Geleitschreiben, mit dem der Brief der Autographensammlung überwiesen wurde, ist noch vorhanden; doch bedauert der Schenker selbst, über den Namen der Adressatin nichts sagen zu können.

Briefen Goethes an Sartorius Zeugnis ab, die in der Briefabteilung der Weimarer Ausgabe, teilweise zum ersten mal, gedruckt vorliegen — auch die eben erschienenen Bände 22 und 24 bringen wieder verschiedene —, zum Teil noch erscheinen werden. Neben der herzlichen Teilnahme an dem persönlichen Geschick des Menschen Sartorius und seiner Familie, von der noch die Rede sein wird, bekunden diese Briefe ein lebhaftes Interesse an den wissenschaftlichen Arbeiten des Gelehrten, die Goethe mehrfach auch andern gegenüber hervorhebt, so in Briefen an Körner, Brinkmann und Johannes von Müller.*) So begrüßt er in einem Schreiben vom 4. Februar 1811 (Band 22) aufs freudigste Sartoriussens „Versuch über die Regierung der Ostgoten während ihrer Herrschaft in Italien,“ der, vom französischen Institut preisgekrönt, in dem genannten Jahre in deutscher und in französischer Sprache erschien. Am 28. Februar 1814 (Band 24) heißt er Sartorius in Weimar willkommen und bemerkt mit Bezug auf einen Entwurf des bald darauf vorübergehend auch beim Wiener Kongreß mitberatenden Politikers: „Auf Ihre neue Reichsverfassung bin ich sehr verlangend.“

Derselbe Brief läßt auch die freundschaftliche Gesinnung Goethes für Frau Sartorius durchblicken. Er verheißt dem Gatten für seinen Weimarer Aufenthalt: „Allerlei poetische und andre Produktionen sollen mitgeteilt werden, wobei — heißt es dann weiter — nun freilich die Frau Gevatterin nicht fehlen dürfte“ — Goethe hatte Patenstelle bei Sartoriussens zweitem Sohn Wolfgang vertreten. Über ihre erste Begegnung mit Goethe, bei dessen Göttinger Aufenthalt im Jahre 1801 sie mit Sartorius noch nicht verheiratet war, hat sie selbst recht bald danach — im Oktober 1808 — aus frischer Erinnerung an einen „lieben Freund“ berichtet. Die Briefe, die in der „Deutschen Rundschau“ (1899, Oktoberheft) mitgeteilt sind, bezeugen ebenso Empfänglichkeit für geistig Hohes wie Leichtigkeit und Lebhaftigkeit in der Art sich zu geben und das Empfundne zu äußern. Vom letzten Abend des Besuchs, an dem Goethe aus ungedruckten Gedichten vorlas, heißt es: „In tiefer Nacht schieden wir endlich voneinander, nachdem er uns in diesen wenigen Stunden durch alle Stufen des Vergnügens geführt hatte. Ich glaube gern, daß Goethe nur gegen wenige und nur selten ist, wie ich ihn gesehen habe; aber so, wie er war, habe ich nie einen liebenswürdigern Mann gesehen.“ Von dem gelegentlich überwältigenden Zauber dieser Liebenswürdigkeit weiß sie artig zu erzählen. Auch Goethe scheint an der „lieben kleinen Frau“ lebhaft Gefallen gefunden zu haben. In einem launigen Billet, gleichfalls in der „Deutschen Rundschau“ abgedruckt, bittet er die Freundin bald nach ihrer Rückkehr nach Göttingen um eine jährliche Wiederholung des Besuchs. Die freundschaftlichen Beziehungen haben seitdem fortgedauert. Bekannt ist bis jetzt freilich außer dem erwähnten Billet und dem oben mitgeteilten Brief nur noch ein Schreiben Goethes an Frau Sartorius vom 18. Mai 1814, das soeben im 24. Bande

*) Goethe schreibt mitunter auch Professor Sartori für Sartorius.

der Briefabteilung der Weimarer Ausgabe abgedruckt worden ist. In der herzlichsten Weise nimmt er hier Anteil an dem leidenden Zustand eines ihrer Kinder, freut sich ihres Urteils über einige seiner neuern Sachen, indem er betont, „wie wert“ ihm „der Beifall von gefühlvollen, geistreichen Freundinnen sei.“ Sartorius war soeben bei ihm gewesen; scherzhaft heißt es mit Bezug darauf: „Glauben Sie nicht alles Böse, was er von mir sagt. Zwar wenn er erzählt, daß ich gesagt habe: er solle, wenn er wiederkommt, die Frau Gevatterin nicht mitbringen, so kann ich das nicht leugnen; es haben aber diese Worte einen mystischen Sinn und dürfen nicht nach dem Buchstaben genommen werden.“

Das Mitgeteilte wird den freundschaftlich vertrauten Ton unsers Briefs in genügender Weise verständlich machen; einige weitere Daten sollen auch seine einzelnen Andeutungen und Voraussetzungen beleuchten. Am 24. August 1828 starb Sartorius, mitten in umfassenden Arbeiten für eine neue Auflage seines Hauptwerks, der Geschichte des Hanseatischen Bundes, das zum erstenmal in drei Bänden in den Jahren 1802 bis 1808 erschienen war. In späterer Zeit griff er dasselbe Thema noch einmal auf und bereicherte durch das größere Entgegenkommen der Archive sein urkundliches Material derart, daß er sein ursprüngliches Werk vollkommen umzugestalten beschloß. Die Vollendung der Arbeit sollte er nicht erleben: bei seinem Tode lag erst ein geringer Teil im Druck vor. Zu Ende geführt wurde sie durch den Hamburger Archivar Lappenberg, dem die Witwe in dem erwähnten Lebensbild des Gatten ihren Dank zollt. Unter dem Titel „Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hanse“ erschien das zweibändige neue Werk im Jahre 1830 bei Friedrich Perthes in Hamburg. Diese Bände nun sind es ohne Zweifel, auf die sich Goethe in unserm Briefe bezieht. Die Verlagsbuchhandlung war freilich nicht in der Lage, mir den Zeitpunkt des Erscheinens genauer zu bestimmen; durch den Hamburger Brand seien nicht nur die Lagervorräte, sondern auch die Geschäftsbücher umgekommen, aus denen sich das Gewünschte konstatieren ließe. Doch fand ich im „Hamburgischen Korrespondenten“ schon unterm 9. Juni des Jahres 1830 eine freudige Anzeige und Begrüßung des Werks, sodaß also Goethe die ihm von Sartoriusens Witwe überreichten Bände am 12. August sehr wohl durchgelesen haben konnte. Möglich, daß bei der „würdigen Sendung,“ für die er dankt, auch die gleichfalls 1830 erschienene Lebensbeschreibung von ihrer Hand war. Doch bietet der Brief keinen bestimmten Anhalt für diese Vermutung, und über das Erscheinen dieser Schrift konnte ich nichts Näheres in Erfahrung bringen.*)

In seinen letzten Jahren hatte Sartorius das Lehnsgut Waltershausen

*) Nachträglich teilt mir die Direktion des Goethe-Schillerarchivs freundlichst mit, daß das Archiv auch das Schreiben besitzt, das die Sendung der Frau Sartorius begleitete. Hier ist gesagt, daß sie „das letzte Werk“ ihres Gatten schicke, also die urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hanse.

in Unterfranken erwerben können, für dessen Besitz der Adelstand unerlässliche Bedingung war. König Ludwig I. erhob ihn 1827 zum Freiherrn von Waltershausen und bekannte sich in der Urkunde selbst als Zeuge der wissenschaftlichen Verdienste des Professors von der hohen Schule in Göttingen her. *) Waltershausen also ist der „alle Behaglichkeit versprechende Sitz,“ den Goethe im Auge hat. Und wenn er dabei des leidenden Zustands seiner Freundin gedenkt, so erscheint das hinterher nur allzu begründet: sie starb schon am 24. November desselben Jahres.

Von den Kindern, die Goethe erwähnt, heiratete die Tochter den Obergerichtsdirektor von Bobers in Göttingen, der ältere Sohn übernahm das Familiengut, der zweite, Goethes Patenkind, zeichnete sich als Mineralog und Geolog besonders auf dem Gebiete des Vulkanismus aus und wurde, wie der Vater, Professor in Göttingen.

Die Schlußwendung des Briefes ist mißverstanden worden: von späterer Hand ist der Artikel bei „den Unwandelbaren“ blau unterstrichen. Der betreffende Leser faßte offenbar den Ausdruck irrtümlich als Dativus auf und nahm dann Anstoß an dem Pluralis, als habe Goethe sagen wollen: „den unwandelbaren Göttern.“ Aber so läßt sich schon wegen des Zusammenhangs und der Interpunktion nicht interpretieren. Zweifellos ist „den Unwandelbaren“ als Akkusativus zu verstehen; Goethe meint sich selbst damit, und es bedeutet die Wendung nichts andres als die kurz vorhergehende: „der auf seine alte Weise fortfährt.“ Ähnlich schreibt Goethe an Sartorius am 24. Januar 1814: „Von mir sage ich so viel: daß mein Zustand nicht verändert ist, Sie würden mich wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben,“ und am 28. Februar: „Es soll mich freuen, wenn Sie mich ganz wiederfinden und erkennen.“

Ohne den hier behandelten Fund und seine litterarhistorische Bedeutung zu überschätzen, meine ich doch, daß es sich lohnte, den Spuren eines so nahen Freundschaftsverhältnisses des einzigen Mannes einmal nachzugehen. Wer die Freude kennt, die man empfindet, wenn sich eins zum andern gesellt und erhellt, was vorher dunkel oder doch dunkler war, der wird mir ein wenig Ausführlichkeit gern zu gute halten, vielleicht gar beim Lesen die Freude teilen.

Wollte man aber den allgemein menschlichen Eindruck bezeichnen, den der mitgeteilte einzelne Brief hinterläßt, so ist es der der herzlichsten Sympathie mit dem immer einsamern Manne, der nach einem so einzig reichen, auch an Liebe und Freundschaft so reichen Leben einen nach dem andern dahinsinken

*) Auch sonst fehlt es nicht an ehrenden Zeugnissen ergebener Schüler. „Er war mein liebster, verehrtester Lehrer,“ schreibt Johann Friedrich Böhmer über Sartorius an dessen Sohn und erinnert sich dankbar auch an die mannigfache Anregung im Sartorius'schen Hause, wo „an den Gesprächen über schöne Litteratur auch die Frau Hofrätin lebendigen Anteil nahm und feinen Geschmack und treffliches Urtheil bewährte.“ Vergl. Johann Friedrich Böhmers Leben, durch Johannes Janssen. Freiburg, 1868.

sieht von denen, die ihm teuer waren. Ein mächtiger Stamm, überragt er immer noch hoch das rings um ihn aufgeschichtete Erdreich, aber seine Wurzeln reichen tief hinab in den verschütteten Grund. Gern wendet er sich diesem Quell seines innern Lebens zu. „Es waren gute Tage, deren Erinnerung uns jetzt noch aufrichten muß,“ so schreibt Goethe drei Tage nach unserm Brief an den Rat Grüner in Eger.

Hans Vollmer



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schriften zur Religionswissenschaft. Der Schulrat, frühere Seminar-
direktor Gerhard Heine behandelt Das Wesen der religiösen Erfahrung
(Leipzig, E. Haberland, 1900) mit tiefem Verständnis und großem Fleiß, und
gewiß werden aus seiner Schrift viele Lehrer und Geistliche lernen, wie sie ihre
Schüler dazu anleiten sollen, religiöse Erfahrungen zu machen. Ob aber auf dem
hier gezeigten Wege in jungen Jahren gemachte religiöse Erfahrung den Stürmen
des reifern Alters standhalten wird, das ist die andre Frage. Denn der Verfasser
steht auf dem Dogma von der Verderbnis der ursprünglich guten Menschennatur
durch die Sünde, und der Annahme dieses Dogmas widerstrebt nun einmal die
heutige Welt. Nicht dieses bestreiten die Vernünftigen unter den Modernen, daß
Laster die Menschennatur verderben, das sieht man ja alle Tage, sondern daß die
Sünde etwas der Natur fremdes, erst nachträglich und zufällig in die Schöpfung
hineingekommen sei. Unser Ansicht nach wird jedes gesunde Kind sündelos ge-
boren, wird aber durch Einwirkungen, die teils von der Natur, die niemals anders
gewesen sein kann, als sie heute ist, teils von der Gesellschaft ausgehn, in Schuld
verwickelt, die die weniger Glücklichen und Widerstandsfähigen in Laster und Ver-
brechen stürzt. Anzuerkennen ist, daß der Verfasser die natürliche Offenbarung
gelten und demgemäß auch die Heiden wirkliche religiöse Erfahrungen machen läßt.
Er schreibt u. a.: „Eine bußfertige religiös-sittliche Verfassung der Träger der christ-
lichen Bildung und des geistlichen Amtes sollte dahin führen, anzuerkennen, welche
herrliche Gestalten des religiös-sittlichen Lebens trotz ihrer unvollkommenen Er-
kenntnis Gottes uns auch bei den Heiden entgegentreten.“ Sehr deutlich sehen
wir den Zwiespalt zwischen der altkirchlichen Auffassung des Menschenwesens, die
von der lutherischen Orthodogie sogar noch verschärft und vergrößert worden ist,
und einer keimenden neuen bei Luther selbst. Constantin von Rügelen hat
Luthers Auffassung der Gottheit Christi (Leipzig, Richard Wöple, 1901)
mit dem Motto *Ecce homo* dargestellt. Luther erklärt die philosophische Gottsucherei
geradezu für schädlich. Er will nichts wissen von dem *deus nudus*, *absconditus*
et *absolutus* der Philosophen und auch der Reformierten und kennt nur den *deus*
incarnatus, *vestitus* et *revelatus*. Christus habe dem Philippus auf seine Bitte:
Zeige uns den Vater, geantwortet: Wer mich siehet, der siehet den Vater. Es sei
dem Menschen nicht vergönnt, auf einem andern Weg in den Himmel zu klettern.
Eben darin habe die Sünde Adams und Evas bestanden, daß sie von dem Baum der
Erkenntnis essen, hinauffahren, den Kopf in den Himmel stecken und den verborgnen
Willen Gottes erforschen wollten. An die Gottheit Christi glaubt Luther felsenfest,